

Apokoinu

Fehlende Worte

„Früher fehlten mir die Wörter, aber nie die Worte. Heute ist es umgekehrt.“ meint Georg resigniert beim Frühstück. Es ist einer dieser Feiertage im Mai, die er eigentlich genießt, weil seine Frau und er dann gemeinsam frühstücken. Das ist sonst nur sonntags der Fall. „Du solltest nicht direkt am Morgen die Nachrichten lesen.“ meint Eva.

„Das ist es nicht.“ meint Georg. „Seit vielen Jahren schreibe ich über diese verrückte Welt. So leite ich das aus, was sich für mich unerträglich anfühlt. Das hat bis vor einiger Zeit gut funktioniert. Nun klappt es nicht mehr.“ „Aber du schreibst doch jeden Tag.“ stellt Eva fest. „Ja, natürlich!“ entgegnet Georg. „Ich schreibe und mir fehlen die Worte. Dann lese ich meine Sätze und sie fühlen sich leer an; aneinandergereihte Wörter ohne Tiefe. Das sind keine Sätze, das sind Phrasen!“ Eva betrachtet sehr lange die Wolken in ihrem Kaffee. Sie nimmt den Löffel, rührt den Kaffee um, während sie ihm tief in die Augen schaut und sagt: „Versteh‘ mich bitte nicht falsch. Hast du darüber schon einmal mit deinem Therapeuten gesprochen?“ Georg schaut sie fragend an. „Ich formuliere es anders: Kann das mit deinen Depressionen zusammenhängen?“ wird Eva deutlicher.

Georg hatte vor zwölf Jahren einen schweren Arbeitsunfall. Dabei erlitt er eine Sehbehinderung sowie eine Berufsunfähigkeit infolge. Die erste schwere depressive Episode begann nach der erfolglosen Wiedereingliederung in seinen früheren Job. Es folgten zwei weitere während der nervenaufreibenden gerichtlichen Auseinandersetzungen mit Unfall- und Berufsunfähigkeitsversicherungen.

„Danke für den Hinweis.“ meint Georg mit einem deprimierten Unterton, den Eva nur zu gut kennt. „Du bringst mich gerade auf den Gedanken, dass meine Depressionen vielleicht nicht allein eine Unfallfolge sind. Sie könnten auch damit zu tun haben, dass mir in meiner Dichtung die Sätze entgleisen; dass ich nur noch ohne Punkt und Komma schreiben kann.“ Eva schaut ihn entgeistert an. „Kann es sein, dass du gerade Ursache und Wirkung verwechselst? Du schreibst doch jeden Abend Tagebuch; und auf Insta regelmäßig neue Gedichte. Du sagtest doch gerade selbst, dass du schreibst, um all das loszuwerden, was dich belastet!“

Beide diskutieren beim Spaziergang im Wald über diesen offensichtlichen Widerspruch. Ein Buntspechtästling, dessen Vater ihn bei seinen unbeholfenen Flugversuchen begleitet, lenkt sie ab. Beide staunen, nehmen sich bei der Hand und gehen schweigend weiter. „Ich sehe auch diesen Widerspruch.“ meint Georg schließlich. „Aber ich kann mir darauf keinen Reim machen.“ Eva ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität und doziert Deutsch. „Meine Studierenden schreiben auch ohne Punkt und Komma, fast so schlimm wie du!“ meint sie verschmitzt und ergänzt: „Wenn sie zu faul sind, Chat GPT zu nutzen. Die KI-generierten Texte erkenne ich sofort. Sie haben korrekte Kommata, kaum Fehler und verwenden den Genitiv.“

Das gemeinsame Lachen ist befreiend, aber es beendet auch die weitere Diskussion zu Georgs Problem. Beide reden darüber, ob man die Veränderung unserer Sprache einfach so hinnehmen sollte. Eva erzählt von ihrer jüngsten Vorlesung, bei der es um angemessene Formulierungen im professionellen Schriftverkehr und auch Höflichkeitsfloskeln ging. Sie gibt Georg ein paar beispielhafte Sätze, die sie in der Vorlesung zur Diskussion gestellt hatte und fragt ihn, wie diese auf ihn wirken. Er verwendet bei der Bewertung Adjektive wie „plump“, „unverschämt“, „frech“ und „anmaßend“. Außerdem fragt er Eva, warum sie keine Nebensatzkonstruktionen verwendet, was geschmeidiger und feiner wirken würde. Sie rollt mit den Augen und seufzt. „Diese Sätze stammen alle wortwörtlich aus E-Mails von Studierenden, die irgendetwas von mir wollten.“ Es überrascht ihn nicht wirklich, dass die große Mehrheit der Anwesenden in der Vorlesung die Formulierungen nicht nur als „gut“, „passend“ und „korrekt“, sondern sogar als „klar“ und „treffend“ bewertete.

Georg bekommt noch eine Lektion, welche Bedeutung Phrasen in der Linguistik haben. Gerne hätte er zum Thema „ohne Punkt und Komma schreiben“ seiner Frau erneut die verschiedenen poetischen Stilmittel der Brachylogie erklärt. Aber er verzichtet darauf; Poesie ist nicht ihr Ding. Seine Gedanken kreisen um die Frage, ob die zunehmende Unzufriedenheit mit seinen Schreibergebnissen seine Depressionen füttern könnte.

Blinde Wörter

Georg erinnert sich an die Zeit nach seinem Unfall, als er mehrere Monate lang aufgrund dreier Augenoperationen nicht lesen und schreiben konnte. Damals diktierte er seine Gedanken in die Notizen-App seines Smartphones. Er hatte den dringenden Wunsch, sich seine beklemmende Situation von der Seele zu schreiben. Erst Monate später las er seine Diktate durch, als er wieder besser sehen konnte. Wegen deren Qualität war er ähnlich frustriert, wie er es im Moment ist. Hohle Phrasen und leere Wörter aneinandergereiht. Rein künstlerisch betrachtet empfand er das, was er da gedichtet hatte, als eine einzige Katastrophe. Die Technik des Diktats war hingegen gut geeignet für Tagebucheinträge, die er so nahtlos fortführen konnte.

Auch Schreibblockaden hatte er schon erlebt. Georg geht zu seinem Bücherschrank mit dem Regalmeter voller handgeschriebener Texte in extra gebundenen Bänden und blättert nach. Wenn Eva recht hätte, dann müssten seine Schreibblockaden mit den Phasen seiner rezidivierenden Depression korrelieren. Die Daten seiner Klinikaufenthalte kann er schnell herausfinden. Die weitere Recherche braucht Zeit, weil seine Gedichte nicht in chronologischer, sondern in thematischer Reihenfolge eingetragen sind. Im Band „Sodom“ findet er größere zeitliche Lücken, ebenso im Band „Gomorrhä“. Danach auch in den Bänden mit den Titeln „Liebe“ und „Hoffnung“.

Es stellt sich heraus, dass Georg rein quantitativ betrachtet in den Wochen oder sogar Monaten vor den Klinikaufhalten wenig bis gar nichts dichtete; ebenso wenig in der Klinik wie auch mehrere Wochen danach. Seine Tagebücher dagegen sind in diesen

Zeiten besonders prall. Das Einzige, was er in der Klinik sonst lyrisch zustande brachte, waren Haiku. Ihm wird in diesem Moment deutlich, dass eine bekannte Eigenschaft der Depression starke Auswirkungen auf sein künstlerisches Schaffen hat: Die Unfähigkeit, sich längere Zeit auf eine Sache zu konzentrieren.

Georg ist zunächst irritiert, denn als Jugendlicher hatte er doch mit dem Dichten begonnen, weil er so traurig war. „Damals war nur dein Herz schwer.“ meint Eva, als er ihr zur Nacht davon erzählt. Sie redet nicht weiter und umarmt ihn.

Entgleiste Sätze

„Seit wann schreibst du eigentlich ohne Punkt und Komma?“ Georgs alter Vater ist Ingenieur und geht wesentlichen Fragen gerne analytisch auf den Grund. Georg schenkte ihm zum Geburtstag ein Buch, in dem auch eine seiner Kurzgeschichten veröffentlicht wurde. Rüdiger ist sehr stolz und meint, dass er doch auch „richtig schreiben“ könne, wenn er nur wolle.

Georg erklärt ihm, dass er Kurzgeschichten erst schreibt, seit er sie auch gerne liest, und zwar abends im Bett. Beim Lesen von dicken Büchern schläft er zu oft ein, bevor er sie weglegen kann. „Angela Merkels Biografie, die du mir neulich geschenkt hast, ist mir ins Gesicht gefallen. Das tat weh!“ meint Georg augenzwinkernd. Er ist froh über Rüdigers herzhaftes Lachen, das er lange nicht mehr hörte.

Seines Vaters Frage nach dem Zeitpunkt, wann er seinen Schreibstil radikal änderte, kann er erst zu Hause beantworten. Mit seiner Vermutung im Gespräch, dass er nach dem 11. September 2001 keinen Spaß mehr am klassischen Reim empfand, lag er fast richtig. Bereits zur Jahrtausendwende, als er mit Eva und den Kindern nach Berlin zog, begann er in dieser Form zu schreiben. Er hatte einen prominenten Job am Potsdamer Platz angenommen. Sie wohnten mitten im alten Westen in der Nähe des Kurfürstendamms. An dauernden Angeboten der Zerstreuung und des Entertainments mangelte es nicht.

In seinem Gedichtband „666“ kann Georg den Beginn seiner Stiländerung genau nachvollziehen. Fast täglich erlebte er damals etwas, für dessen Beschreibung ihm die Worte fehlten. Abends spät vor dem Zubettgehen suchten diese fehlenden Worte ihn dann heim. Sie nahmen Form und Gestalt an und forderten aufdringlich ihre Verdichtung. Oft war Georg sehr müde, aber er wusste, dass er nicht einschlafen konnte, wenn er sie nicht aufschrieb. Der Druck und die Hetze, die er den ganzen Tag über empfand, ließen ihn den Reim vergessen. Auch Punkte und Kommata. Er begann, in endlosen Sätzen das Apokoinu zu kultivieren. Georg fand Freude an Verben, die im nächsten Satzteil zu Substantiven mutierten und umgekehrt.

Wenn er nun in seinen alten Gedichten blättert, dann fragt er sich, wie er damals nach intensiven Arbeitstagen, die nahtlos entweder in familiäres oder ehrenamtliches Engagement übergingen, rund um Mitternacht noch dichten konnte. Als sein Sohn ihm

diese Frage vor 3 Jahren stellte, antwortete er: „Kein Fernsehen und wenig Schlaf. Damals gab es noch keine Social Media“. Das war eine hyperaktive Zeit, die aus seiner jetzigen Sicht den späteren Zusammenbruch bereits Jahre zuvor einleitete. Ein Kollege von ihm sagte einmal zu ihrem gemeinsamen Chef: „In meinem Job muss man schwul sein oder geschieden. Ich bin beides“. Georg war beides nicht, hatte zwei noch nicht erwachsene Kinder und bekam trotzdem alles unter einen Hut. Das war ein täglicher Kampf.

Es kommen härtere Tage

Beim Durchblättern der alten Gedichte fühlt Georg sich nicht wohl. Dieses Unwohlsein steigt langsam aus dem Bauch in ihm auf und beginnt, seine Kehle zu umschnüren. Von seinem Hinterhaupt breitet sich langsam ein dumpfes Gefühl zu allen Seiten aus. Diese „Kralle am Hinterkopf“, wie er sie nennt, kennt er nur zu gut. Das Antidepressivum zur Nacht wird heute nicht reichen, ahnt Georg. Vor dem Zubettgehen macht er noch Atemübungen, die ihn von seinen Gedanken befreien sollen.

Diese kreisen um einzelne Gedichte aus den Gedichtbänden, in die er so selten hineinschaut. Als Eva einmal fragte, ob er sie nicht in den Keller oder auf den Dachboden bringen möchte, reagierte er schroff. Aber auf ihre Anschlussfrage, warum sie denn dort stehen, während gerade gelesene Bücher, in die man vielleicht noch einmal hineinschauen möchte, im Keller landen, hatte er keine Antwort. Nein; er wollte darauf nicht antworten. Sein Plan mit diesen Büchern war immer, dass er darin lesen kann, wenn altersbedingt das Erinnerungsvermögen nachlässt. Oder wenn die Enkel, die er noch nicht hat, ihm vermitteln, dass er immer dieselben Geschichten erzählt. Dann will er sie vor deren Besuch durchblättern, um etwas neues Altes erzählen zu können. Eva würde sagen, dass bis dahin noch viel Zeit sei, und er die Gedichtbände doch in den Keller bringen solle. Aber das möchte er nicht tun. Es fühlt sich auch jetzt, da seine Gedanken darum kreisen, nicht richtig an.

Georg ist beim Frühstück am nächsten Morgen froh, dass er nicht schon um 4:00 Uhr aufgewacht ist. Das kommt häufig vor, wenn er sich zu viele Gedanken macht. An die Träume der unruhigen Nacht kann er sich nicht erinnern. Dafür aber an einen Bericht über hochfunktionellen Burnout, den er erst kürzlich las. Georg kommt zu dem Schluss, dass das über lange Jahre sein psychischer Zustand vor dem Unfall war. In dieser Zeit schrieb er quantitativ sehr viel. Aber auch qualitativ war er mit den Ergebnissen sehr zufrieden. Wenn er heute zeitlose Gedichte aus dieser Phase in Bookstagram einstellt, dann bekommt er oft positives Feedback. Das war eine manische Zeit, stellt er fest und notiert in sein Notizbuch das erste Mal seit langem wieder Reimwörter, nämlich „manisch“ und „magisch“. Ja, magisch war die Berliner Zeit in vieler Hinsicht auch und deshalb für ihn ausnahmslos positiv in Erinnerung. Ingeborg Bachmann prägte den Begriff „die gestundete Zeit“, die in ihrem gleichnamigen Gedicht „wird sichtbar am Horizont“. Er war damals nie erschöpft und nimmer müde. „Die gestundete Zeit“ am Horizont erkannte er nicht, obwohl sie immer deutlicher sichtbar wurde. Georg wusste

eigentlich auch damals, dass etwas Gestundetes einen Zahltag hat. Was er weder wusste noch ahnte: Dieser Zahltag, viele Jahre später, war der Tag seines Unfalls.

Prosa macht es auch nicht rosa

„Schreib mal ein richtiges Buch! Die Kurzgeschichte aus diesem Buch, das du mir neulich geschenkt hast, kannst du locker auf 200 oder 300 Seiten aufblasen. Da steckt so viel drin...“ meint Georgs Mutter Else, als er ihr über seine Wahrnehmung vom Verschwinden der Worte und Sätze erzählt. Rüdiger und Else ließen sich scheiden, als Georg 21 Jahre alt war. Sie hatten sich in den Jahren zuvor viel gestritten, aber sie wollten sich nicht trennen, „solange der Junge noch nicht erwachsen ist“. Zu Hause war oft eine dichte Atmosphäre und Georg ist heute froh, dass er schon als Sechzehnjähriger das Ventil des Schreibens für sich entdeckte.

Else versteht sein Problem nicht und meint, dass er doch wissen würde, wie man richtig schreibt. „Hätte ich deine Gabe, dann würde ich längst meine Biografie geschrieben haben.“ meint sie. Jetzt fehlt noch der Vorschlag, das für sie zu tun, denkt Georg insgeheim und ist froh, dass dieser Antrag ausbleibt. Zuzutrauen wäre er Mutter; sie ist der Meinung, dass ihr bewegtes Leben ein Buch wert sei, und dass das viele Menschen interessant finden würden. Er beneidet sie auch in diesem Moment darum, wie sehr sie von sich selbst überzeugt ist.

Oft ist ihm das auch peinlich, wenn sie vor anderen Leuten „strunzt“, und weil das während seiner Kindheit bereits so war, hat er sich eher gegenteilig entwickelt. Jede Zeile, die er schreibt, schaut er sich noch mehrfach an und ist doch unsicher, ob sie gut geworden ist. „Moment!“ ist Elses' Lieblingswort, wenn jemand etwas sagt, was ihr nicht passt. Er hört inwendig ihre Stimme, wie sie dieses Wort auf beiden Silben betont. Und denkt nun: „Ist das wirklich noch so, dass ich die Worte so abwäge, wie früher einmal?“

Georg erkennt im nächsten Moment, dass der damalige Wechsel seines Schreibstils nicht nur mit einer Beschleunigung in seinem Leben einherging, sondern dass auch seine Art zu schreiben sich beschleunigte. Er geht nach dem Besuch bei Mutter wieder an sein Bücherregal und holt seinen ersten Gedichtband heraus. Damals trug er die Gedichte noch chronologisch ein. Dabei wird ihm bewusst, dass er viele dieser Gedichte ausbrütete, so wie es Vögel mit einem Ei tun. Bei mehreren von ihnen erinnert er sich an schlaflose Nächte. Weil ihm anfangs die Wörter fehlten, hatte er sich sogar ein Reimlexikon gekauft, was ihn heute zum Schmunzeln bringt. Er brauchte oft mehrere Tage, bevor er mit einem Gedicht endlich zufrieden war. Manchmal weinte er beim Dichten. Das passiert ihm heute nicht mehr, stellt er nüchtern fest; ist dann allerdings unschlüssig, ob er das gut oder schlecht finden soll.

Mit dem Wechsel des Schreibstils kam es kaum mehr vor, dass er länger als eine Stunde für ein Gedicht brauchte und das brutto; also inklusive ein paar Stichworten tagsüber aufgrund einer Inspiration in seinem Kalender, dem Akt des Schreibens in der Nacht und der Fehlerkorrektur am nächsten Morgen am Frühstückstisch. Vielleicht waren es ein

paar Minuten mehr, wenn man die Zeit einrechnet, die er am Wochenende für die handschriftliche Übertragung der Gedichte aus seinem Kalender in die vorgebundenen Blankobücher benötigte. Der Faktor Zeit, von dem er im Verlauf seiner Karriere immer zu wenig zur Verfügung hatte, spielte also auch eine entscheidende Rolle.

„Tut er das heute noch?“ Georg möchte sich das zunächst nicht eingestehen, aber ihm fällt das Gespräch mit seinem Sohn nochmals ein, der damals in den Einstellungen seines Smartphones eine Funktion namens „Bildschirmzeit“ aktivierte. Ihm war es peinlich, als Dominik nach ein paar Wochen noch einmal auf sein Smartphone schaute, und die Statistik eine durchschnittliche Bildschirmzeit von fast zwei Stunden anzeigte. Das fanden beide sehr viel; er empfand sich bei dieser Erkenntnis als schlechtes Vorbild. Nun schaut er noch einmal in diese Auswertung und ist schockiert, dass dort „3h 55min“ steht.

Georg wird bewusst, dass aus Facebook, Twitter und XING ganz am Anfang inzwischen WhatsApp, Facebook, Instagram, LinkedIn, Threads und Bluesky geworden sind; Facebook und Insta jeweils mit zwei Kanälen. Aus einer persönlichen Webseite wurden drei. Mehrere dieser Kanäle bespielt er täglich. Und das nicht mehr nur mit Text. Irgendwann ging nichts mehr ohne Bilder. Diese Bilder wurden schließlich wilder, damit der Algorithmus die Clips einem etwas größeren Bruchteil der vielen Follower ausspielte, die er engagiert auf seinen Accounts sammelte. Warum? Weil er sie zu gegebener Zeit alle mit bezahlter Werbung ansprechen könnte, wenn er etwas wirklich Wichtiges zu berichten hätte. Aber was könnte das sein? Mutter würde jetzt sagen: „Na das Buch, das du hoffentlich bald schreiben wirst!“

Wörter zu Wortscharen

Am folgenden Sonntag schreibt Georg ein Gedicht darüber, dass ihm die Worte fehlen. Die USA haben in der Nacht zuvor den Iran angegriffen. Er spricht an diesem Tag mit mehreren Menschen, denen auch die Worte fehlen. Aber auf eine andere Weise. Er schreibt nicht mehr so gerne über politische Entwicklungen, wie damals in Berlin; lieber über die Menschen, die hinter solchen Entwicklungen stehen, und was sie bewegt. In seinem Gedicht geht es an diesem Tag aber nicht um pöbelnde Populisten und narzisstische Autokraten, sondern um die Sprache, die sie verwenden; um die kurzen Sätze mit den vielen Rufzeichen. Es geht um den Imperativ und die Unarten der verbalen Eskalation; um das Verbot von Wörtern und auch um jene, die einfach aussterben, weil sie keiner mehr verwenden mag. Es geht um Haltung und wie man diese annehmen oder einnehmen kann.

Mit dem Gedicht ist er vor dem Schlafengehen zufrieden, und am Morgen danach auch. Das erste Mal seit langem passiert ihm das, und er ist glücklich. Vor dem Frühstück mit Eva öffnet er nicht die Nachrichtenapp, weshalb das gute Gefühl noch lange anhält. Vielleicht liegt es an den Erkenntnissen, die er zwischenzeitlich gewonnen hat. Sicher wird das Gespräch mit seinem Therapeuten ihm mehr Klarheit bringen; er hat ihn schon

wegen eines Termins angemault. Georg fühlt sich ausgeschlafen und fit. Die Sorge, dass die hohlen Phrasen und fehlenden Worte ein Hinweis auf eine sich anschleichende depressive Episode sein könnten, verdrängt er gekonnt. Dinge verdrängen kann er schon länger als dichten; er ist darin richtig gut.

Seinem Stil bleibt Georg in dem Gedicht treu. Aber er möchte ihn in den nächsten Tagen noch ausbrüten; etwas mehr fühlen, vielleicht ein wenig trauern, so wie damals in den Zeiten, die zwar alt aber nicht immer gut gewesen sind. Hier noch nachbessern und dort die Kanten schärfen, darauf freut er sich nun.

An diesem Abend schaut er in den Band mit den Märchen und Fabeln, den er damals für seine Kinder begonnen hatte. Es sind noch viele Seiten darin frei, auf die Georg nun meditiert. Ihm fällt ein alter, zahnloser Papiertiger ein, der früher in weiten Sätzen fette Beute machte und nun Hunger leidet. Er trifft eine noch ältere Schildkröte, die ihm zeigt, wie man satt wird. Nachdem er ein wenig geweint hat, ruft er seine Tochter an und fragt sie spontan, ob sie seine Idee auch fabelhaft findet. „Geht es dir gut, Papa?“ fragt Anita besorgt. Sie ist Musiklehrerin und schreibt gerade ihre Zeugnisbeurteilungen, aber sie nimmt sich die Zeit für ein langes Telefonat. An dessen Ende sagt sie: „Deine Märchen und Fabeln am Abend werde ich nie vergessen. Danke! Aber deren Zeit ist vorbei. Meine Schülerinnen und Schüler verstehen mich nur, wenn ich Klartext rede.“

Noch in der Nacht räumt Georg seine Gedichtbände aus dem Bücherregal in den Keller. Auch die Fabeln und Märchen. Morgen will er mit Eva die Bücher im Schrank neu ordnen; das wird ihr sicherlich gefallen. Mit Gedanken an die härteren Tage, die bereits gekommen sind, kann er gut einschlafen.

Essen, den 19.6. bis 28.6.2025



Andreas R. Crüsemann